

Im Rückblick: Facing Nations

Januar 2009

Man musste schon eine kleine Unbequemlichkeit in Form einer Straßenbahnfahrt an den Rand der Grazer Innenstadt auf sich nehmen, wenn man im Dezember 2008 Oskar Stockers große Porträtserie *Facing Nations* sehen wollte, die unter der Ägide des ORF und der Vereinten Nationen für kurze Zeit an der Mur zu sehen war. Ein klassisches Ausflugsziel war es gerade nicht, was einen nach der – nicht allzu langen – Fahrt beim Aussteigen erwartete: nur die neue Messehalle, gleich neben Klaus Kadas Stadthalle, die mit ihrem charakteristischen, gebieterisch vorkragenden Dach den einzigen Qualitätsbau in diesem Teil der Stadt abgibt. Es war fast wie eine Erkundungstour ins Unbekannte, und am Schluss fand sich der neugierige Besucher in einer jenen suburbanen Gegenden wieder, wie es sie überall gibt, wo sich anstelle einer geschlossenen städtischen Umgebung das Niemandsland der Ausfallstraßen, Parkplätze, Gewerbe- und Nutzbauten ausbreitet.

Dabei haben wir uns daran gewöhnt, dass Gewerbeimmobilien zu Kulturstandorten geworden sind, dass nüchterne Zweckbauten die Aura eines Ausstellungsforums erhalten haben und als Kulturbrauereien etc eine Art Logo in den Köpfen des Publikums eingepflanzt haben. Vorangegangen sind die internationalen wie mittelgroßen Kunstmessen, wo sich die Exklusivität inmitten eines denkbar banalen Umfeldes umso eindrucksvoller präsentiert; fast scheint es, als profitiere die Kultur in Wahrheit davon. Mindestens ebenso aber sind wir es gewohnt, Kunst primär an schönen, kunstgeschichtlich sanktionierten Orten zu erwarten, zumal in Graz, dessen Profil als Kulturstadt zu guten Teilen dem historischen Ambiente zu verdanken ist. Als das Projekt dann Gestalt annahm, waren in der Tat eine Reihe möglicher Ausstellungsräume in der Altstadt erwogen worden – denkbar nüchterne Motive wie Platzgründe haben letztlich dazu geführt, an die Peripherie auszuweichen.

Doch hat sich herausgestellt, dass diese Entscheidung nicht nur unter pragmatischen Gesichtspunkten dem Ganzen gut getan hat. Wenn es darum geht, Gesichter zu zeigen, Porträts sind schließlich nichts anderes, ist eine gesichts-lose Umgebung keine üble Rahmenbedingung, im Gegenteil, sie ein ausgesprochen dankbarer Ort,

wird doch störende Konkurrenz vermieden, deren ästhetischen Eigenwert mit der Ausstrahlung zeitgenössischer Porträtmalerei zwangsläufig überkreuz liegen muss. In der Alten Universität – einer der zunächst erwogenen Alternativen – wäre dies unweigerlich der Fall gewesen, und Oskar Stockers Kunst hätte sich gegenüber der noblen spätbarocken Dekorationsmalereien behaupten müssen, was die Verhältnisse auf den Kopf gestellt hätte. Das in Wahrheit Sekundäre, der beherbergende Ort, hätte den Vorrang vor dem Primären, der hier ausgestellten Kunst eingeräumt bekommen. Ein Zielkonflikt also, der glücklicherweise ganz im Sinne der Kunst gelöst wurde.

Wenn es um darum geht zu zeigen, dass eine Stadt Teil einer sie umgebenden Welt, also der Gegenwart ist, können gerade solche Orte besonders angemessen sein, die dem Verkehr mit eben dieser Welt dienen. Das sind nicht zuletzt Gebäude, die eine wirtschaftliche Funktion haben. Damit entsprechen sie dem hier angestrebten Zweck in weit höherem Maße als Denkmäler mit der Aura des Historischen, d.h. aber auch Abgeschlossenen und Konservierten. Mit der Grazer Messehalle war für das Projekt ein höchst authentischer Platz gefunden, eine scheinbare örtliche Verlegenheit in einen inhaltlichen Vorteil verwandelt worden.

Aus pragmatischer Sicht bestand das entscheidende Plus der Halle in der räumlichen Weite, die der Gestaltungsphantasie die beste Vorgabe überhaupt lieferte: nämlich die, keine Fesseln anzulegen. Sie lud förmlich dazu ein, die Porträts nicht in einer linearen Wandfolge zu installieren, sondern sie ein großes Rund bilden zu lassen. Alles Nebensächliche wurde dank einer geschickten Beleuchtung in den Hintergrund gedrängt, freilich ohne den nüchternen Charakter der Messehalle vergessen zu machen. Jedem Besucher musste schlagartig klar werden, was hier wesentlich war, und was nur dienende Funktion hatte.

Die Inszenierungsform entsprach einer klassischen „Pathosformel“ des Ausstellungswesens, dem Panorama, wie es seit dem 19. Jahrhundert bekannt und an vielen Orten verwirklicht worden ist. Die Welt als Schaustellung, wie es Werner Hofmann genannt hat. Traditionelle Panoramen, die heute einen eigener Typus des historischen Denkmals darstellen und längst selbst Gegenstand musealer Inszenierung geworden sind, folgten dem Prinzip, dem Betrachter die Perspektive eines Rundumblicks zu bieten, ihn so die Weite einer bestimmten

Landschaft erleben oder gar zum Zeugen eines dramatischen historischen Ereignisses wie einer Schlacht werden zu lassen. Es ist der schweifende Blick aus der Perspektive des Türmers, der sich zum Schauen bestellt sieht und daher schnell in eine behagliche Zufriedenheit verfällt, selbst dann, wenn das Gebotene, etwa die erwähnte Schlacht, alles andere als behaglich ist. Es nicht aber, wie hier, der von Objekt zu Objekt, also hier von Gesicht zu Gesicht fortschreitende Blick, der nichts weniger suggerieren soll als eine Begegnung mit Individuen. Das große Einheitsformat eines jeden Gemäldes forderte zum Betrachten auf größere Distanz heraus, zumal die Leinwände ausschließlich von den Gesichtszügen, darin fast großen Landschaften ähnlich, und nicht von ganzfigurig erfassten Körpern gefüllt wurden.

Bildnisserien, die sich aus den Porträts Angehöriger verschiedener Nationen zusammensetzen, geraten rasch unter den Verdacht des Rückfalls in überwunden geglaubte Sichtweisen wie die eines ethnographischen Atlas mit der Aura des Exotischen, schlimmstenfalls mit wertenden Konnotationen. Nun ist aber seit der frühen Neuzeit eine primäre Absicht des Porträts, das Individuelle eines Menschen zu ergründen, was zwangsläufig auf Kosten quasi-ethnographischer Klassifizierung geht. Natürlich ginge man fehl, wollte man herkunftsbedingte Eigenschaften und Merkmale völlig übergehen und es für unwesentlich erklären, woher dieser oder jener stamme, dem man begegnet. Nationale Zugehörigkeit hat nicht nur mit Abgrenzung zu tun, sie bedeutet auch soziale Bindekraft und Einfluss auf die eigene Individualität und den eigenen Willen. Spätestens seit Ernest Renan wissen wir, dass sich Nationen nicht nur über Herkunft und Sprache sondern auch über den Willen zum Zusammenleben definieren. Eben erst hat die Willensnation USA dies eindrucksvoll vor aller Welt zum Ausdruck gebracht.

Shakespeare verdanken wir die Einsicht, dass die Welt eine Bühne sei. Das Leben und die Charaktere wären demnach ein einziges Stück mit Dann ist es kein übler Einfall gewesen, für die Dauer einer zugegebenermaßen kurzen Spielzeit einige Darsteller auf die Bühne gebeten zu haben.

Ulrich Becker